Illustrirtes Sonntags-Blatt
der
„Thorner Presse".
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 13. 2. Quartal. 1884.

Im Banne der Schuld.

Roman von **Reinhold Cronheim**.

(Schluß.)

[13]

(Nachdruck verboten.)

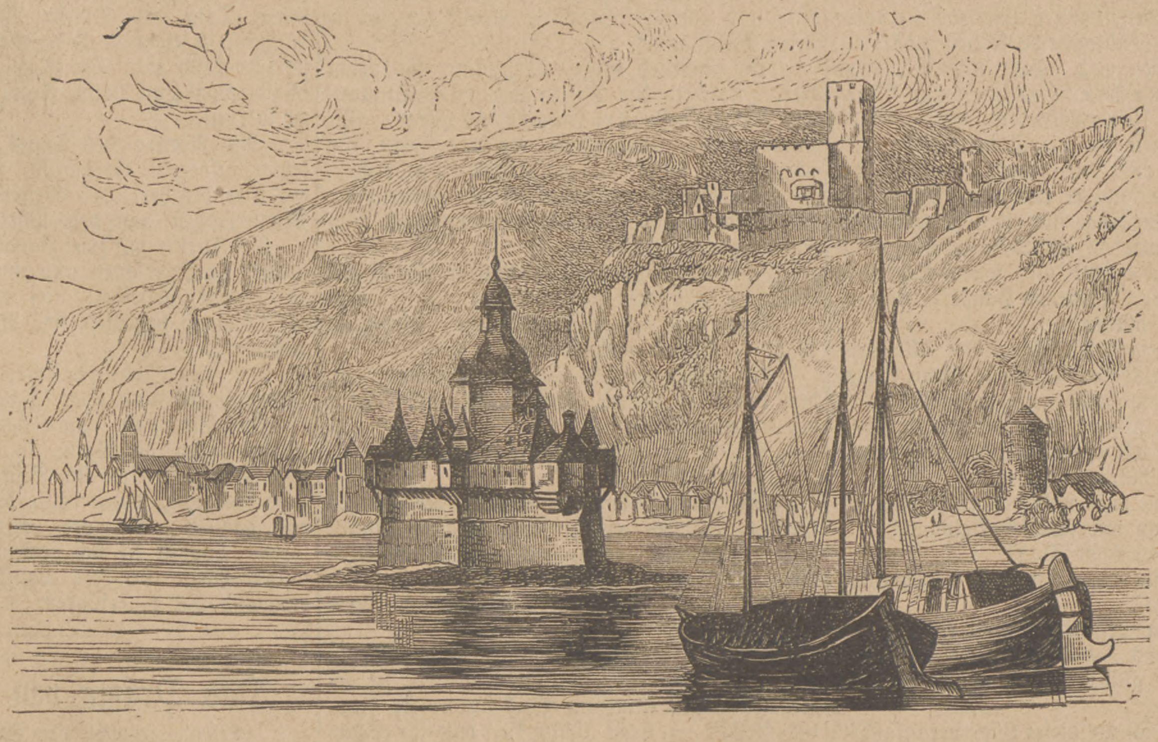
Wie jäh und grausam wurde jener Wahn zerstört! Eine Andere, tief unter ihr stehende, errang das Glück, dem sie Alles geopfert! Eine Person, aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, sollte die Gattin des stolzen Grafen, sollte die Herrin des Schlosses und ihre Gebieterin werden!

Das Herz Olga's schnürte sich zusammen. Nicht allein dieses Bewußtsein, sondern auch ihr Gewissen marterte sie mehr denn je. Wahrlich, wenn Olga den Muth dazu besessen hätte, sie wäre vor den Grafen hingetreten und hätte ihm Alles gestanden, hätte sich des Mordes angeklagt, nur um seine Verbindung mit der verhaßten Rivalin zu verhindern — und ihr Gewissen zu erleichtern. Ihr Leben war ein verlorenes, wie sich die Verhältnisse auch gestalten mochten — sie fand keine ruhige Stunde mehr, und hatte nichts, gar nichts zu verlieren! Eine Beruhigung, einen Trost, eine Erleichterung hätte ihr das Bewußtsein gewährt, daß Eleonoren's Plan zerstört und ihr jede Hoffnung genommen sei, daß sie arm und elend das Schloß verlassen müßte! —

Aber Olga fehlte der Muth — sie war zu matt, zu furchtsam, zu scheu, um einen großen, kühnen Entschluß auszuführen — sie konnte sich nicht einmal überwinden, der stillen Vermählungsfeier fern zu bleiben, trotzdem ihr Herz blutete, und Eleonore es sich angelegen sein ließ, durch raffinirt boshafte Bemerkungen die Unglückliche zu quälen und sie ihren Sieg, ihre Ueberlegenheit auf's Empfindlichste fühlen zu lassen.

„Fände ich nur den Muth, zu sprechen, dann solltest Du Deine Herrschaft in diesem Schlosse niemals antreten!" —

In dem Prachtsaale des gräflichen Schlosses sollte die Trauung stattfinden.



Caub am Rhein. (Mit Text auf Seite 104.)

Am Ende des Saales war ein Altar errichtet, den Fußboden bedeckten kostbare Teppiche, während die Nischen mit geschmackvoll arrangirten Gruppen der herrlichsten Topfgewächse ausgefüllt waren.

Das helle Sonnenlicht, welches durch die weit geöffneten Fenster hereindrang, durchfluthete den festlich geschmückten Raum und spielte auf den Blättern der Pflanzen und in den großen, goldumrahmten Spiegeln, welche an den Wänden glänzten.

In dem Antlitz des alten Grafen spiegelte sich nicht die freudige Erregung, welche der bevorstehende wichtige Akt hätte hervorrufen sollen. Beschlichen vielleicht in der entscheidenden Stunde Zweifel sein Herz? Gedachte er des Sohnes, der bei dem feierlichen Akte fehlte?

Verwundert blickte Eleonore auf ihren zukünftigen Gatten.

„Der Geistliche läßt auf sich warten," wendete der Graf wie entschuldigend ein.

Ein Vorwurf lag auf den Lippen der schönen Frau.

„Ich dachte nicht an ihn," sagte sie leise, „ich dachte darüber nach, aus welchem Grunde Sie in diesem erhebenden Augenblick so trübe und mißmüthig dreinschauen und kein Gefühl des Glückes über unsere bevorstehende endliche Vereinigung zu empfinden scheinen?"

„Sie täuschen sich, Eleonore," sagte der Graf, „ich bin glücklich, vollkommen glücklich."

Minute auf Minute verrann, ohne daß der Geistliche erschien.

Olga stand wieder völlig apathisch in einer Nische — nur manchmal blitzten und leuchteten ihre Augen auf wie glimmende Kohlen, die ein Windhauch anfacht.

Doktor Wurm saß ihr gegenüber, und ein nervöses Zucken in seinem Gesicht verrieth seine innere Erregung.

Die erwartungsvolle Stille, welche in dem weiten Raum herrschte, rief auf die Anwesenden einen b klemmenden, bangen Eindruck hervor.

Die Uhr der Schloßkirche schlug zwölf — der Pastor erschien noch immer nicht. — Eine halbe Stunde war bereits nach der zur Trauung festgesetzten Zeit verstrichen.

Plötzlich öffnete sich die Thür.

„Endlich!" rief der Graf — aber die Stimme versagte ihm, er trat wie erschreckt zurück und über seine Züge flog ein böser Schatten

Nicht der erwartete Geistliche erschien, sondern Graf Hugo betrat mit festen Schritten, in stolzer Haltung, erhobenen Hauptes den festlich geschmückten Raum.

Tiefes Schweigen herrschte. Der alte Graf fand keine Worte, keinen Gruß für seinen Sohn. Zaghaft und zögernd sagte er endlich:

„Du bist es, Hugo! Ich vermuthete Dein Erscheinen nicht, wir erwarteten den Geistlichen, er bleibt ungewöhnlich lange aus."

„Der Geistliche wird nicht erscheinen, Vater," sprach Graf Hugo mit scharfer Betonung.

„Wie?! Was sagst Du?!"

„Ich habe ihm angezeigt, daß die Trauung unterbleiben wird."

Ein mühsam erstickter Schrei entfuhr den Lippen Eleonorens — das Gesicht des alten Grafen bedeckte glühende Röthe und er sagte bebend:

„Was hat Dich zu dieser Lüge veranlaßt?"

„Die Thatsachen, welche mir mitgetheilt sind. Sie machen die Verbindung, welche Du mit jener Frau dort eingehen willst, unmöglich."

„Beweise das," rief Graf Möllenberg mit zornfunkelnden Augen, seinen Arm um die zitternde Gestalt Eleonoren's schlingend.

Die feste markige Stimme Hugos hallte dröhnend von den Marmorwänden des Saales wieder, als er laut und scharfen Tones sagte:

„Ich klage den Doktor Wurm und Olga des Mordes meiner Mutter, und jene dort, die frühere Kammerzofe der Ermordeten, der Mitwissenschaft des Verbrechens an."

Regungslos, überwältigt von dem Ungeheuerlichen, einer Bildsäule gleich, stand Graf Möllenberg seinem Sohne gegenüber. Er fühlte, daß Eleonore in seinem Arme schwankte und ihre Gestalt erzitterte und erbebte. Er sah des Doktors Gesicht sich mit einer fahlen, leichenfarbigen Blässe überziehen und seinen Körper eine Stütze suchen.

Schon schwebte eine Entgegnung auf seinen Lippen — da warf sich Olga ihm zu Füßen, streckte die Hände flehend gegen ihn aus und rief:

„Gnade, Gnade!!"

Der alte Graf starrte Olga mit entsetzten Blicken an.

„Gnade — wofür?"

„Für das Verbrechen, das die Liebe, die Leidenschaft mich begehen ließ."

Eleonore entwand sich den Armen des Grafen.

„Wahnsinnige!" rief sie — aber Olga wehrte sie ab und sprach schwer athmend:

„Nein, nein, ich bin nicht wahnsinnig, es gewährt mir eine Erleichterung, mein Gewissen von der Last befreien zu können, die es so entsetzlich bedrückt! Ja, Graf, Ihre Gemahlin wurde vergiftet!"

Entsetzt schlug der Graf die Hände vor das Gesicht, sein Körper schwankte und Hugo eilte hinzu, ihn zu stützen. Aber nur einen Augenblick lang währte die Erschlaffung des alten Grafen — dann ließ er die Hände sinken, und wunderbar hatte sein Gesicht sich verändert.

Ein fester, eherner Ausdruck der Strenge lag auf demselben.

„Vergiftet, sagen Sie? durch wen?"

„Durch mich! Die Hand des Doktor Wurm war es, welche das Gift bereitete und es in die Arznei, die er der Leidenden verschrieb, mischte. Ich gab dieselbe der Gräfin ein, und wenige Stunden darauf hauchte sie ihren Geist aus."

„Es ist Alles Lüge, Wahnsinn, sie spricht irre," stotterte der Arzt, aber seine Stimme, sein Aussehen straften seine Worte Lügen. Die unerwartete, vernichtende Anklage hatte ihn überwältigt, hatte seine Fassungskraft gebrochen.

„Vergiftet," murmelte Graf Möllenberg, als könne er das Schreckliche immer noch nicht fassen, „vergiftet!"

Dann zeigte er mit zitternder Hand auf Eleonore, die vernichtet schien.

„Und was ist es mit dieser, die mein Sohn so schwer beschuldigt?"

Die Augen Olga's glänzten triumphirend, der lange verhaltene Haß brach sich Bahn, als sie entgegnete:

„Sie ist in vollem Maße schuldig."

„Schuldig?!"

„Sie war die Kammerzofe der seligen Gräfin. Durch einen unglücklichen Zufall und geschickte Spionage ward sie Mitwisserin meines Planes!"

Sie wandte ihr haßerfülltes Gesicht ihrer Todfeindin zu.

Diese entgegnete nichts, ein starrer Trotz, eine eigensinnige Resignation war über sie gekommen. Mit finsterem Blick starrte sie Olga ins Gesicht — wohl fühlte sie, daß ihr Spiel verloren war, aber gedemüthigt sollte sie deshalb Niemand sehen.

Der alte Graf lehnte sich fester in den Arm seines Sohnes, die Erregung begann seinen schwachen Körper zu ermatten.

„Fasse Dich, armer, lieber Vater," flüsterte ihn Hugo herzlich zu, „ich bin bei Dir und werde bei Dir bleiben."

„Meine Frau ermordet!" murmelte Graf Möllenberg wie geistesabwesend vor sich hin, „und ich wollte —"

Er sah dem Sohne in's Angesicht und schlang leidenschaftlich seine Arme um dessen Nacken.

„Verzeihe mir," sprach er leise, während Thränen in seine Augen traten. Sein heftiger Zorn war dem weichen Gefühl unendlicher Trauer und tiefer Reue gewichen.

Plötzlich hob er den Kopf wieder empor und sagte hastig:

„Aber keiner der Elenden soll der Strafe entgehen, hörst Du, Hugo, keiner! Klage sie des Mordes an. Das Gericht soll das Urtheil über sie fällen, klage sie an, Hugo —"

Seine Stimme brach, er schloß die Augen und sank stöhnend zusammen.

Graf Hugo hielt die leblose Gestalt seines Vaters in seinen Armen. Sein zornfunkelnder Blick traf den Doktor Wurm, dieser wollte vortreten, doch plötzlich entfärbte er sich, faßte mit beiden Händen krampfhaft nach dem Herzen und ließ den Kopf vornübersinken — Gott hatte ihn gerichtet — ein Herzschlag hatte dem Leben des Elenden ein Ende gemacht.

Olga stürmte entsetzt davon — die Dienerschaft fand sie wenige Minuten später als Leiche auf ihrem Zimmer, sie hatte von demselben Gift genommen, durch welches einst die Gräfin ermordet war.

Der alte Graf verfiel in eine schwere Krankheit, und nur der aufopfernsten Pflege seines Sohnes und der Hülfe ausgezeichneter Aerzte gelang es, den alten Herrn am Leben zu erhalten. Er erfreute sich einige Jahre später, als der Schmerz des Grafen Hugo sich soweit gemildert hatte, daß er eine Frau, die dem Ideal, welches er von der Weiblichkeit hatte, entsprach, in das Schloß seiner Väter einführte, noch an dem munteren Spiel seiner Enkel.

Bei dem Ober-Inspektor Werner dauerte es nicht so lange, bis er sich entschloß in den heiligen Stand der Ehe zu treten, er nahm sich des jungen Mädchens, die nach dem plötzlichen Tode des Doktor Wurm ganz allein dastand, in einer so liebevollen Weise an, daß sie schließlich gern einwilligte, als er sie fragte, ob sie wohl Lust hätte, Frau Ober-Inspektorin zu werden.

Am Abende des Tages, an welchem die letztgeschilderten Ereignisse stattfanden, hielt ein trotz des herrlichen Wetters nicht geöffneter Miethswagen vor dem Portal des Schlosses. Ein Diener mit zwei Handkoffern und einem großen Korbe erschien und ihm folgte eine ganz in Schwarz gekleidete, tief verschleierte Dame.

Niemand begleitete sie, Niemand sagte ihr Lebewohl.

Der Diener hob ihr das Gepäck auf den Wagen, verbeugte sich und ging in das Schloß zurück.

Langsam und augenscheinlich sehr angegriffen, stieg die Dame in das Gefährt — noch einmal streifte ihr Blick das große stattliche Gebäude, dann rollte der Wagen schnell von dannen. Eleonore hatte ihr Spiel verloren. Wohin sie sich gewendet, wie und auf welche Weise sie ihre Laufbahn beendet — Niemand hat es erfahren.

Das Drama von Stillfließ.

Kriminalgeschichte von **Th. Aldrich.**

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Herr Werner," redete Dr. Finster, in seinem Gange innehaltend, den Eintretenden an, „verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen habe, nach Ihnen zu schicken. Ich bin seit länger als zwanzig Jahren der Anwalt ihres Vetters gewesen und hege auch eine aufrichtige Hochachtung und ein gewisses Interesse für Sie."

Richard war nicht wenig überrascht über diese feierliche Einleitung.

„Mein Vetter," antwortete er, „hatte nur wenige Freunde und ich wünschte wohl, daß dieselben auch meine Freunde werden möchten. Wenn ich irgendwie hilfsbedürftig wäre, ich wüßte kaum Jemanden, an den ich mich eher als an Sie wenden würde."

„Ihre gegenwärtige Lage ist eine solche hilfsbedürftige."

„Ja, der Tod meines Vetters, unter diesen grauenhaften Umständen, war ein harter Schlag für mich."

„Das ist es nicht, was ich meine." Der Advokat betrachtete den vor ihm stehenden jungen Mann mit einer Miene des Erstaunens. „Wissen Sie denn nicht, daß der Untersuchungsrichter neuerdings wieder ein reges Interesse für den Fall ihres Vetters bekundet, daß er im Begriff ist, die Untersuchung noch einmal mit aller Energie vorzunehmen? Und ich habe das Bedenken, daß die Sache für Sie sehr unangenehm sein wird."

„Sie haben Recht. Die Sache kann nicht anders als unangenehm für mich sein," entgegnete Richard ruhig.

Der Advokat heftete forschend seine stechenden schwarzen Augen auf den jungen Mann.

„Sie kennen also die Situation und sind im Stande, Alles zu erklären?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Ich? Durchaus nicht, ich kann nichts erklären. Ich begreife auch nicht, weshalb der Richter mich als Zeugen vorgeladen hat."

„Sie kennen also den besonderen Grund nicht, warum gerade ihre Gegenwart dort erforderlich ist?"

„Nein. Ich gab meine Aussage schon bei der ersten Verhandlung am Tage nach dem Morde zum Protokoll und ich habe derselben nicht das Geringste hinzuzufügen."

„Hat Herr Walter über diese Angelegenheit nicht mit Ihnen gesprochen?"

„Nein."

Auf des Advokaten Gesicht spiegelte sich die peinlichste Verlegenheit ab.

„Hm! Das ist wunderbar. Aber Sie waren doch in das Geheimniß der Anwesenheit des Kriminalbeamten Schwarz in der Walter'schen Fabrik eingeweiht?"

„Allerdings."

„Das Resultat dieser Maßnahmen kennen Sie nicht?"

„Soviel ich weiß, hat Sie zu keinem Resultat geführt."

„Im Gegentheil. Schwarz glaubt höchst wichtige und überraschende Entdeckungen gemacht zu haben."

„Wirklich? Dann begreife ich nicht, warum man mir das vorenthalten hat."

„In der That, das Verhalten Walter's ist unerklärlich."

„Was hat denn der Beamte entdeckt?"

„Verschiedene Dinge, auf Grund welcher er die schwersten Anklagen erhebt."

„Anklagen — gegen wen?"

„Gegen Sie!"

„Gegen mich?" schrie Richard auf, indem er wie vom Blitz getroffen zurücktaumelte.

Dieses Entsetzen, das in der Natur der Sache so begründet war, hatte einen so natürlichen, ungekünstelten Ausdruck, daß sich dem Advokaten, der jede Miene, jede Bewegung des jungen Mannes mit den Augen eines Falken bewacht, sofort die Ueberzeugung aufdrängte, wie man im Begriff war, Richard Werner ein großes Unrecht anzuthun.

„Warum hat mir Herr Walter nichts von dieser Anklage gesagt?" fragte Richard, als er seine Sprache wiedergefunden hatte.

„Er fand es vielleicht zu unangenehm, zu schwierig, dies zu thun."

Dr. Finster empfand aufrichtiges Mitleiden mit dem unglücklichen jungen Mann. Er gelobte sich, die Vertheidigung Richard's zu übernehmen und sich ihr mit allen Kräften zu widmen.

„Können Sie mir vielleicht erkären, welcher Art die Verdachtsmomente sind, die Herr Schwarz gegen mich aufgespürt zu haben glaubt?" forschte Richard.

„Ich will Ihnen Alles mittheilen, wenn Sie mir erlauben wollen, es auf eine Art zu thun, indem ich Ihnen eine Anzahl von Fragen vorlege."

Richard nickte ungeduldig mit dem Kopfe.

„Wo waren Sie in der Nacht des Mordes?" begann der Advokat seine Fragen.

„Ich hatte mich den Abend über im Hause meines Prinzipals aufgehalten. Um zehn Uhr machte ich mich auf den Heimweg, das heißt nicht direkt. Es war ein schöner Abend und ich machte etwa eine Stunde lang einen Spaziergang."

„Begegneten Sie während demselben irgend einer menschlichen Person?"

„Ich erinnere mich nicht. Ich lenkte meine Schritte aus der Stadt auf die Landstraße hinaus."

„Nach Ihrer Rückkehr nach Hause — sahen Sie da Jemanden oder wurden Sie von Jemandem gesehen?"

„Nein. Ich schloß die Thür mit dem Nachtschlüssel. Alles war still, und Jedermann schien schon zur Ruhe gegangen."

„War Ihr Spaziergang in der Nähe des Hauses Ihres Vetters?"

„Nein, ich promenirte in der entgegengesetzten Richtung."

„Ich wünschte, Sie hätten in jener Nacht mit irgend Jemandem gesprochen."

Richard zuckte mit den Achseln.

„Die Straßen waren bereits still und leer, die Landstraße natürlich ebenfalls, sodaß die Möglichkeit, Jemandem zu begegnen, gerade nicht nahe lag."

Richard fühlte sich von diesen Fragen, die nach und nach den Charakter eines Verhörs anzunehmen schienen, unangenehm berührt. Dr. Finster fuhr in seinen Fragen fort.

„Waren Ihre Beziehungen zu Ihrem Vetter gute?"

„Nein," entgegnete Richard. „Aber die Schuld lag, nach meiner Ansicht, auf seiner Seite. Er hat mich nie wie einen Verwandten behandelt. Mein Eintritt in die Fabrik Friedrich Walter's brachte ihn vollends gegen mich auf und unser Verkehr war so gut wie abgebrochen."

„Wann waren Sie das letzte Mal mit ihm zusammen?"

„Etwa acht Tage vor seinem Tode."

„Hatten Sie irgend eine bestimmte Veranlassung, ihn damals aufzusuchen?"

Ueber Richard's Gesicht flog ein Schatten von Verstimmung. Nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens sagte er:

„Es geschah das, um mit ihm über Familienangelegenheiten zu reden. Ich setzte ihn von meiner bevorstehenden Heirath mit Margarethe Walter in Kenntniß und ersuchte ihn zugleich um seine verwandtschaftliche Zustimmung und Hilfe. Mein Prinzipal war geneigt, mich als Theilhaber in sein Geschäft zu nehmen."

„Sie hatten den Wunsch, von Ihrem wohlhabenden Vetter ein Kapital zur Einzahlung in das Walter'sche Geschäft zu erlangen?"

„Nein, ich machte mir keine Hoffnung darauf, obgleich während unserer Zusammenkunft die Rede davon war."

„Er schlug es ab?"

„Ja, und noch dazu in einer höchst beleidigenden Weise."

„Hatten Sie deshalb einen Wortwechsel?"

Richard zögerte mit der Antwort.

„Ich will Sie nicht zur Antwort zwingen," bemerkte der Advokat mit einer gewissen Steifheit, die mit seinem freundlichen Wesen im Anfang auffallend kontrastirte. „Sie befinden sich hier nicht im Verhör."

„Ich glaubte beinahe, ich wäre es," entgegnete Richard mit einem bitteren Lächeln. „Immerhin, ich habe nichts zu verheimlichen. Wenn ich nicht sogleich antwortete, so lag das daran, weil es mir unangenehm ist, mich an jene peinliche Scene zu erinnern, zu gedenken, daß wir im Zorn auseinander gegangen sind. Er schien zu glauben, daß ich gekommen war, um Geld von ihm zu erpressen."

„War das das letzte Mal, daß Sie mit Ihrem Vetter zusammen waren?"

„Es war das letzte Mal, daß ich ihn am Leben sah."

„Fand nach dieser Scene noch irgendwelcher Verkehr, irgendwelcher Austausch von Mittheilungen, mündlich oder schriftlich, statt?"

„Nein, nicht der geringste."

„Keiner?"

„Absolut keiner."

„Sie sind dessen gewiß!"

„So sicher, wie ich Herr meiner Sinne bin."

Der Advokat schwieg eine volle Minute lang, sein Gegenüber mit argwöhnischen Blicken betrachtend.

„Sie sind also ganz sicher," nahm er dann das Verhör wieder auf, „daß Ihr Vetter Leopold an dem Tage vor seiner Ermordung Ihnen keinerlei schriftliche Mittheilung, weder einen Brief noch einen Zettel geschickt hat?"

„Ganz sicher. Ich habe weder an diesem Tage, noch überhaupt je einen Brief oder einen Zettel von ihm erhalten."

„Wenn das die Wahrheit ist, wie wollen Sie es dann erklären, daß in Ihrem Zimmer ein Brief von der Hand Leopold Werner's gefunden worden ist, ein Brief Ihres Vetter's, in welchem derselbe Sie ersucht, an jenem Dienstag, dem Tage des Mordes, ihn in seiner Wohnung zu besuchen?"

„Ich — ich weiß nichts von einem solchen Brief," stammelte Richard. „Es giebt keinen derartigen Brief."

„Dieser Brief befand sich vor kaum einer Stunde hier, in meinem Zimmer," sagte der Advokat mit erhobener Stimme, „der Untersuchungsrichter zeigte ihn mir, damit ich die Handschrift meines Clienten identifizire."

„Der Untersuchungsrichter?!"

„Ich habe Ihnen nichts mehr mitzutheilen," bemerkte Dr. Finster, indem er sich, zum Zeichen, daß er die Unterredung zu beendigen wünschte, von seinem Sessel erhob. „Es giebt zwar noch einige andere Punkte, in Betreff derer ich gern etwas Aufklärung gewünscht, aber ich sehe, daß es doch zu Nichts führen würde."

„Noch einige andere Punkte?" wiederholte Richard mit heiserer Stimme. „Welche Punkte sind das? Ich verlange, daß Sie mir das sagen. Ich sehe, Sie — Sie glauben, daß ich meinen Vetter — ermordet habe."

„Schwarz glaubt es."

„Also sprechen Sie in seinem Namen!" rief der unglückliche junge Mann verzweiflungsvoll. „Was hat der Beamte entdeckt?"

Der Advokat trat dicht an Richard Werner heran und blickte ihm voll in's Gesicht.

„Man hat in dem Schranke Ihres Arbeitszimmers einen Meißel mit einer ganz sonderbaren Lücke in der Schneide gefunden. Mit diesem Meißel ist Leopold Werner ermordet worden."

Richard sank wie vernichtet auf einen Stuhl und griff dann mit beiden Händen nach seiner Stirn, als befürchte er, seinen Verstand zu verlieren.

„Eine Schachtel Patentzündhölzer," fuhr der Advokat kalt und unbarmherzig fort, „enthält stets hundert Hölzer. Der Kriminalbeamte Schwarz hat in Ihrem Schrank eine Schachtel aufgefunden, in der nur neunundneunzig Zündhölzer waren. Das fehlende ist jenes, welches halbverbrannt in der Mordnacht im Hause Ihres Vetters gefunden wurde."

Richard starrte den Sprechenden wie geistesabwesend an.

„Was soll ich dazu sagen?" kam es stöhnend aus seiner gepreßten Brust heraus.

Der Advokat schritt zur Thür.

„Ich muß Sie verlassen, ich habe einen Termin im Vormundschaftsgericht."

Damit verließ er den jungen Mann, der noch eine Weile, das Kinn auf der Brust und die Augen halb geschlossen, wie vor Schrecken erstarrt, auf seinem Platze verharrte.

12.

Es war gerade zwölf Uhr, als Richard mit pochenden Schläfen, unsicheren Schrittes aus dem Bureau Dr. Finster's hinaus auf die Straße trat. Eine lachende, plaudernde Menge von Arbeitern, die aus den Fabriken, und Kinder, die aus der Schule kamen, flutheten durcheinander. — In Richard's Erscheinung lag etwas Wildes, Unheimliches, das die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, die plötzlich in ihrem Lachen und Plaudern innehielten, um ihn anzustarren, erregen mußte. Er hatte das Gefühl, als ob Aller Augen auf ihn gerichtet seien. Bei jedem Schritt, den er that, befürchtete er, daß irgend ein anklagender Finger gegen ihn sich ausstrecken würde. Es war unerträglich. Er mußte diesem Gewirr von Stimmen, diesem Kreuzfeuer von Blicken entfliehen. Aber wohin? Nach dem Werkhof zu gehen, den Blicken der Arbeiter sich auszusetzen, war unmöglich. Seine Wohnung aufzusuchen? — Dort wurde jetzt die Mittagsmahlzeit abgehalten, an der er sich hätte betheiligen müssen. Das Geschwätz seiner wortreichen Wirthin in diesem Zustande anzuhören, dünkte ihm Höllenpein.

Gab es denn in ganz Stillfließ keinen ruhigen Winkel, in dem ein niedergeschmetterter, verzweifelnder Mann sich nur so lange verstecken konnte, bis erst seine fünf Sinne wieder gesammelt haben würde?

Die Hände krampfhaft in den Seitentaschen seines Rockes vergraben, eilte Richard ziellos dahin. Plötzlich gerieth ihm ein metallener Gegenstand in die Hand. Es war der Schlüssel zu dem neu angefertigten Schloß an der Hinterthür des Leopold Werner'schen Hauses. Ein plötzlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Hier war er sicher, Niemanden zu begegnen, hier wollte er sich verbergen, bis ihm die Häscher des Gerichts suchen würden und der grauenvolle Kampf, dessen Einsatz seine Ehre und sein Leben war, zu beginnen hätte. Dem eilig dahinschreitenden Mann kam die Zeit, bis er den Garten des einsamen Häuschens erreicht hatte, endlos vor. Mit einem Athemzug der Erleichterung betrat er die Wohnung seines verstorbenen Vetters. Er wanderte von Zimmer zu Zimmer. Alles war noch genau so, wie er es in seiner Kindheit gekannt hatte. Nur ein Zimmer mied er instinktiv, es war das Zimmer, in dem sein Vetter ermordet vorgefunden wurde. In Richard's Einbildungskraft lag er noch dort, mit der blutig klaffenden Stirnwunde.

Jetzt schritt er die Treppe hinauf zu dem Giebelzimmer, in dem er als Knabe geschlafen hatte. Auf dem Rand der schmalen Bettstelle ließ er sich erschöpft nieder. In seinem Gehirn tobte und siedete es, seine Gedanken fingen an, sich zu verwirren. War er denn noch derselbe Richard Werner, der heute gleich nach Sonnenaufgang an seinem Fenster gesessen hatte und mit glücklichem Herzen an Margarethe Walter's Liebe gedacht hatte? War er noch derselbe, der das Leben so entzückend gefunden hatte, als er am Morgen erwacht war?

Nein, der jetzt auf dem Rand des schmalen Knabenbettes hockte, war ja des Mordes angeklagt, des Mordes an seinem nächsten Verwandten. Das Instrument, mit dem er die grausige That vollführt, das Zündholz, das ihm dabei geleuchtet, waren gefunden und klagten ihn an. Ja, das Opfer selbst hatte die Anklage schwarz auf weiß niedergeschrieben und dieses Schriftstück war ebenfalls entdeckt worden.

Ein Schwindel ergriff Richard's Gehirn. Dieser ominöse Brief! Wo war er die ganze Zeit gewesen? Wie war er in die Hände des Kriminalbeamten gekommen? Nur ein Gedanke war dem Unglücklichen in aller seiner Verwirrung klar, der Gedanke, daß er verloren war, daß er nicht im Stande sein würde, seine Unschuld zu beweisen.

Sein Prinzipal, Friedrich Walter, und der Advokat Dr. Finster hatten ihn bereits verurtheilt. Und Margarethe? Sie wußte offenbar noch nichts von der Anklage — ob auch sie es glauben würde? Schien sich doch Alles zu vereinigen, um ihn in's Verderben zu stürzen. —

Wer würde ihm glauben, daß sein Ausgang in jener Mordnacht nichts als ein ziel- und harmloser Spaziergang gewesen sei?

Richard mochte ein oder zwei Stunden so im dumpfen Hinbrüten gesessen haben, als er sich endlich aus seiner Erstarrung losriß und sich nach dem unteren Stockwerk zurückbegab. In der Küche blieb er stehen und überlegte, was er nun thun solle. Als er so dastand, fielen seine Augen zufällig auf ein in der Ecke stehendes Faß. Es war ein altes Weinfaß, in welchem Leopold Werner seinen Wintervorrath an gesalzenem Fleisch aufzubewahren pflegte.

Plötzlich zuckte es in den trüben Blicken Richard's wie ein Blitz auf, er machte, mit einem unartikulirten Schrei, einen Satz vorwärts — gerade in dem Moment, als sich an der Thür ein lautes Pochen vernehmen ließ.

Einen Augenblick noch stand Richard in



Großmutters Geburtstag.

Diese gemüthvoll angelegte Zeichnung ist ein trautes Genrebild aus der deutschen Familie. — Es erfüllt uns immer mit wahrer Feststimmung, wenn wir sehen, wie die Kinder in früher Stunde zu uns kommen, in ihren Händchen einen Kranz, ein Sträußchen oder dgl. haltend, und mit fröhlichen Herzen und schlichten, einfachen Worten ihre Gratulation darbringen. Was ist da ein auswendig gelerntes Gedicht, oder ein geschriebener langathmiger Geburtstagswunsch gegen die gemüthvolle Sprache eines reinen Kinderherzens? — Auch Großmutter erfreut sich zu ihrem heutigen Geburtstage an den kindlichen Gratulanten, denn aus ihrem Gesicht strahlt Glückseligkeit.

.ıe



Brautwagen im bayerischen Hochgebirge. (Mit Text auf Seite 104.)

starrer Betrachtung des Gegenstandes, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Dann ging er mit schnellen Schritten zur Thür und öffnete.

Der Kriminalbeamte Schwarz trat ein.

Beide Männer wechselten ein paar hastige Blicke. Die Seelenangst, die eben noch in Richard's Mienen sich ausgedrückt hatte, war einer männlichen Fassung gewichen. Sein Blick war nicht mehr starr, sondern klar und scharf wie gewöhnlich. Er hatte offenbar seine volle Selbstbeherrschung wieder gewonnen.

Der Beamte nahm zuerst das Wort:

„Es ist keine angenehme Mission, die mich hierherführt," sagte er, die Thür, durch welche er eingetreten, mit seinem Körper deckend.

„Gewähren Sie mir einen Augenblick," unterbrach ihn Richard, „ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," bemerkte der Beamte, „daß Sie das, was Sie hier sagen, vor dem Gericht wiederholen müssen."

„Ich brauche Ihren Rath nicht, mein Herr," antwortete Richard kalt. „Ich übersehe meine Lage vollkommen. Ich werde mich Ihnen sogleich zur Verfügung stellen, wenn Sie mir zuvor zwei oder drei Fragen beantwortet haben werden."

„Wenn Sie darauf bestehen — gut!"

„Sie waren zugegen, als am Tage nach der Ermorderung meines Vetters der Marmorarbeiter Wilhelm Funcke verhört wurde?"

„Ja."

„Erinnern Sie sich noch der Aussage desselben?"

„So genau, daß ich sie fast wörtlich wiederholen könnte."

„Er sagte aus, daß die rothen Flecken in seinem Arbeitsanzug von einem gewissen Fasse in Leopold Werner's Wohnung herrührten, dessen Deckel mit rother Farbe gestrichen sei."

„Ganz richtig, so lautete die Aussage."

„Nun wohl, mein Herr — der Deckel dieses Fasses ist blau angestrichen!"

Trotz der Herrschaft, die der erfahrene, eisenharte Kriminalbeamte, über seine Nerven besaß, fühlte er doch, wie alles Blut bei diesen Worten zu seinem Herzen strömte. Wenn es sich wirklich so verhielt, wenn Wilhelm Funcke in diesem scheinbar so geringfügigen, in Wahrheit aber doch höchst wichtigen Punkte einen Meineid geleistet hatte, so blieb nur noch eine Schlußfolgerung übrig. Es war ihm, als wenn ein Blitz plötzlich die ganze Situation aufgehellt habe. Das kühne Gebäude, das er mit so vielem Scharfsinn aus allerlei kleinen Stücken aufgeführt hatte, wollte mit einem Male wieder in diese kleine Stücke zerfallen.

„Herr Schwarz," fuhr Richard fort, während der Beamte nach Fassung rang, „wissen Sie, warum Wilhelm Funcke log? Er log, weil es sich für ihn um Leben und Tod handelte. In einem Augenblick der Verwirrung hat er einen verhängnißvollen Irrthum begangen. Er hat die Blutflecke in seiner Kleidung anstatt mit blauer, mit rother Farbe überzogen."

Schwarz hatte die Sprache wiedergewonnen. So leicht gab er seine Sache nicht auf.

„Das ist eine sehr weittragende, sehr gefährliche Annahme, Herr Werner."

„Es ist keine Annahme, sondern einfach eine Thatsache, die so klar ist, wie das Tageslicht. Funcke hat sich selbst gefangen. Ich klage ihn der Ermordung meines Vetters Leopold Werner an. Ich klage ihn an, jenen Meißel, jene Schachtel mit Zündhölzern aus meinem Atelier, zu dem er freien Zutritt hatte, entwendet und diese Dinge wieder an Ort und Stelle zurückgebracht zu haben, um dadurch den Verdacht künstlich auf mich zu lenken, den er, wie ich weiß, im Geheimen [illegible] haßte. Das unselige Verhältniß, das zwischen meinem Vetter und mir bestand, kam seinem verruchten Anschlag zur Hülfe, und er ist ihm, wie es scheint, trefflich gelungen."

Schwarz dachte einen Augenblick nach und entgegnete dann in seiner kühlen Weise:

„Sie werden mir es nicht verargen, wenn ich, obgleich ich zugebe, daß Ihre Ansicht möglicherweise die richtige sein kann, einstweilen alledem gegenüber mich etwas mißtrauisch verhalte und es für nothwendig erkläre, zu ermitteln, daß dieses Faß erstens auch wirklich dasjenige ist, welches Funke mit neuen Reifen versah, und wenn es so ist, ob nicht der Deckel inzwischen neu gestrichen wurde."

„Ich begreife Ihre Zweifel, mein Herr. Was den ersten Punkt anbetrifft, so wird ja der Mann, der das Fleisch eingesalzen hat — ich glaube es ist der Fleischer in der nächsten Straße — das Faß an seinem Inhalt erkennen. Ueber den zweiten Punkt können Sie Sie sich selbst mit Ihrem Taschenmesser Gewißheit verschaffen. Sehen Sie — es ist nur ein einziger dünner Farbenüberzug auf dem Deckel, ein so dünner, daß man die Adern des Holzes hindurch schimmern sehen kann. Der Deckel ist augenscheinlich neu, während das Faß alt ist und schon über zehn Jahre an dieser Stelle steht."

Schwarz, der während dieser Antwort mit vorgebeugtem Kopfe dagestanden hatte, erhob diesen schnell und Richard mit durchbohrenden Blicken betrachtend, spielte er seinen letzten, den Haupttrumpf aus:

„Warum verheimlichten Sie Leopold Werner's letzten Brief an Sie?"

„Dieses Schreiben hat sich nie in meinen Händen befunden und das ist der einzige Punkt, den ich mir nicht erklären kann. Wenn nicht Dr. Finster mir betheuert hätte, den Brief gesehen und die Echtheit desselben geprüft zu haben, so möchte ich glauben, daß hier eine Fälschung vorläge."

„Der Brief wurde in Ihrer Wohnung gefunden."

„Man sagte mir das schon. Ich kann das einfach nicht begreifen."

„Mit dieser Antwort dürfte sich der Staatsanwalt nicht beruhigen."

„Ich finde, je mehr ich über diesen Gegenstand nachdenke, nur eine Möglichkeit."

„Und die wäre?"

„Ich möchte meine Gedanken in dieser Hinsicht einstweilen noch für mich behalten. Jetzt möchte ich Sie bitten, sich mit mir nach meiner Wohnung zu begeben. Ich habe meiner Wirthin ein paar Fragen vorzulegen."

Der Beamte nickte zum Zeichen seines Einverständnisses und trat mit Richard auf die Straße hinaus.

Auf Richard's Läuten an der Hausglocke erschien Frau Freundlich selbst an der Thür. Richard hatte sich absichlich nicht seines Hausschlüssels, obwohl er ihn bei sich führte, bedient.

„Ich möchte Sie gern etwas fragen, Frau Freundlich," sagte Richard, ohne in den Hausflur zu treten. „Waren Sie an dem Montag vor der Ermordung meines Vetters zu Hause?"

Die Wittwe machte ein erstauntes Gesicht.

„Nein," entgegnete sie, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht. „Ich war den ganzen Tag und die folgende Nacht über bei meiner Tochter in Friedersdorf. Es war ein kleiner Junge," setzte sie gewissenhaft hinzu, indem sie mit sichtbarer Genugthuung an ihrem Haubenband zupfte.

„Dann war also die Bertha zu Hause," sagte Richard. „Bitte, rufen Sie sie auf eine Minute hierher!"

Ein sauberes, intelligent blickendes, junges Mädchen erschien.

„Bertha," redete Richard sie an, „können Sie sich noch des Tages erinnern, an dem, vor etwa drei Wochen, Frau Freundlich in Friedersdorf war?"

„Ganz gut," antwortete das Mädchen, und setzte gleich darauf stockend hinzu: „Es war an dem Tage vor —"

„Gewiß! Es war an dem Tage vor der Ermordung meines Vetters. Ich möchte nun gern, daß Sie einmal recht gut nachdenken, ob an jenem Tage nicht irgend ein Brief oder Zettel, oder überhaupt eine Bestellung für mich abgegeben wurde?"

Das Mädchen sann eine Weile nach und sagte dann:

„Ich glaube, Herr Werner, es wurde etwas wie ein Brief für Sie abgegeben."

Der Beamte, der bisher das alles mit der Miene eines Zweiflers angehört hatte, blickte jetzt mit gespanntem Interesse auf das Mädchen.

„Wer brachte das Papier?"

„Ein Knabe."

„Haben Sie es mir übergeben?"

„Nein, Sie waren nicht zu Hause. Es war am Vormittag, während Sie in der Fabrik waren."

„So gaben Sie es mir, als ich zum Mittagessen nach Hause kam?"

„Nein," stammelte Bertha, der allmälig der Gedanke aufdämmerte, daß sie irgend einen Fehler begangen habe.

„Was machten Sie mit dem Papier?"

„Ich legte es auf den Tisch in Ihrem Zimmer."

Die Augen des Beamten leuchteten auf.

„Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte Richard, ziemlich enttäuscht.

Das Mädchen dachte nach, eine ziemliche Weile.

„Nein," antwortete sie endlich, „ich habe noch etwas hinzuzufügen. Eine halbe Stunde später, als ich wieder nach oben kam, sah ich, daß der Wind das Papier auf den Boden geweht hatte. Ich hob es auf, legte es wieder auf den Tisch, aber der Wind blies es wieder fort."

„Und dann?"

„Dann nahm ich es nochmals auf und schob es, damit der Wind es nicht wieder fasse, in eines der dicken Bücher, die auf dem Tisch lagen — und dann — dann habe ich es wirklich ganz und gar vergessen. O, ich habe wohl da etwas sehr Schlimmes mit meiner Vergeßlichkeit angerichtet, Herr Werner?"

Es herrschte einen Augenblick lang absolutes Stillschweigen, dann schickte Frau Freundlich, die wohl sah, daß die Angelegenheit, welche die beiden Herren hergeführt hatte, erledigt war, das Mädchen wieder in die Küche zurück.

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, Frau Freundlich," bemerkte Richard, „und wenn Herr Schwarz nicht etwa noch irgend welche Auskunft wünschen sollte, so wollen wir Sie nicht länger aufhalten."

Die überraschte Wittwe heftete ihre Augen neugierig auf den neben ihrem Hausgenossen stehenden Mann.

„Das war also der berühmte Kriminalbeamte! Er sieht gerade nicht nach etwas Besonderem aus," dachte sie bei sich.

Und in der That, er bot in diesem Augenblick kein Bild, das einen imponirenden Eindruck machen konnte.

Während die beiden Männer das Haus der Wittwe Freundlich verließen, um nunmehr sich nach dem Bureau des Untersuchungsrichters zu begeben, hing anfangs Jeder schweigend seinen Gedanken nach. Endlich brach Richard das Schweigen:

„Der Himmel war auf meiner Seite," bemerkte er zu seinem Begleiter, der sich innerlich bemühte, sich mit dem Gedanken an Richard Werner's Unschuld auszusöhnen.

„Ja, das war er, und da hat natürlich ein Polizeibeamter das Nachsehen."

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, das einzuräumen," bemerkte Richard lächelnd. Der Groll, der sich anfangs in seinem Herzen gegen diesen Mann regte, der allen seinen Scharfsinn aufgeboten hatte, um ihn in die unangenehmste Lage zu bringen, war bald dem Gefühl der Dankbarkeit, daß sich nun schließlich doch Alles zu seinen Gunsten gewendet hatte, gewichen.

„Ja, ich habe mit dem größten Fleiß mein Renommée geschädigt," gestand Schwarz mit einer so zerknirschten Miene, daß Richard beinahe Mitleiden mit ihm empfand.

„Es thut mir um Ihretwillen leid," sagte er guten Herzens.

„Um Himmelswillen!" wehrte der Beamte ab. „Ich habe Sie in den letzten Wochen für den vollkommensten Schurken gehalten und verdiene von Ihnen kein Wort des Bedauerns und der Freundschaft."

„Ich weiß," lachte Richard, „und es muß für Sie keine geringe Enttäuschung sein, zu sehen, wie Sie sich in dieser Annahme irrten."

Schwarz mußte unwillkürlich mitlachen.

„Ich werde das überwinden," bemerkte er, „und hoffe, ein andermal diese Scharte auszuwetzen."

Als sie sich dem Untersuchungsrichter gegenüberstanden, waren sie nicht besonders erstaunt, als ihnen derselbe mittheilte, daß Wilhelm Funcke, der als Zeuge vorgeladen war, nicht erschienen sei, und daß sofort angestellte Nachforschungen ergeben hatten, daß er die Stadt verlassen habe.

Die Verhandlung wurde, nachdem der Richter von Allem verständigt worden war, vertagt. Es wurden aber sofort an die Behörden in der Residenz und in den Hafenorten Depeschen mit dem Signalement Funcke's und der Aufforderung, ihn eventuell festzunehmen und nach Stillfließ transportiren zu lassen, abgesandt.

Diese Maßregel hatte den gewünschten Erfolg. Am dritten Tage nach den in diesem Kapitel erzählten Ereignissen, kehrte Wilhelm Funcke, diesmal unfreiwillig und unter polizeilicher Bewachung, nach Stillfließ zurück. Es gelang dem Untersuchungsrichter, von dem Gefangenen ein volles Geständniß zu erhalten. Er hatte allein, ohne jede Hülfe, den alten Leopold Werner ermordet und beraubt. Das Dokument, welches man zerrissen in dem Papierkorb gefunden hatte, war das Testament des alten Junggesellen gewesen. Der Mörder hatte es, als er sich nach dem Tode seines Opfers durch einen schnellen Blick in das Schriftstück überzeugt hatte, daß Richard Werner zum Universalerben eingesetzt sei, vernichtet, um dem ihm verhaßten jungen Mann das Erbe zu entziehen. Daß es ihm durch seine anderen, teuflisch ausgesonnenen Machinationen beinahe gelungen wäre, den Verdacht auf den schuldlosen Vetter des Ermordeten hinzulenken, haben wir gesehen.

13.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, ungefähr anderthalb Jahre nach jenem Tage, mit dem unser erstes Kapital begann, als mehrere Arbeiter der Walter'scher Fabrik beschäftigt waren, ein großes, frischgemaltes Schild über dem Eingang zum Walter'schen Werkhof anzubringen. Auf diesem Schilde prangte in frischen Lettern die Firma:

„Walter & Werner".

Trotzdem Richard auf's lebhafteste dagegen protestirt hatte, die alte Firma, die schon Jahrzehnte mit Ehren da oben gethront hatte, zu entfernen, hatte es sich Walter doch nicht nehmen lassen, seinen Willen auszuführen. Er wollte damit nachträglich eine gewisse, große Ungerechtigkeit gut machen. Richard war zu edel gewesen, um weiter danach zu forschen, ob sein Prinzipal wirklich ernstliche Zweifel in seine Unbescholtenheit gesetzt hatte — wußte er ja doch, daß Margarethe keinen Augenblick an ihm gezweifelt.

Er war sechs Monate mit ihr verheirathet und die Süßigkeiten der Honigmonate hatten ihn vollauf für alle Bitterkeiten des einen unvergeßlich entsetzlichen Tages zu entschädigen vermocht.

„Ich hätte allen Ernstes gewünscht, Sie hätten das alte Schild an seinem Platze gelassen," sagte Richard zu Walter, als die Arbeiter mit ihrem Werk zu Stande gekommen waren.

„O, das Neue nimmt sich noch besser aus," antwortete Walter, mit den von der erhobenen Hand beschatteten Augen das neue Firmaschild kritisch prüfend. „Ich bin überhaupt nicht gegen Neuerungen, wie Sie zu sein scheinen und ich hoffe noch den Tag zu sehen, wo die Firma abermals umgeändert werden muß, — in

„Walter, Werner & Sohn".

„Na, was meinen Sie dazu?"

„Ich kann mich augenblicklich noch nicht darüber äußern," entgegnete Richard lachend, „ich muß mich erst deshalb besprechen — mit dem Sohn!"



Ein gefährliches Mißverständniß.

Aus dem Russischen von Ch. C.

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit Katharina's II. war ein reicher Ausländer, Namens Sunderland, Hofbanquier in Rußland und stand bei der Kaiserin in großer Gunst. — Eines Morgens kündigte man ihm an, daß sein Haus von Garden umstellt sei und der Chef der Polizei ihn zu sprechen verlange. Dieser Mann, Reliev geheißen, trat mit ganz verstörter Miene bald darauf bei ihm ein und erklärte Folgendes:

„Herr Sunderland, zu meinem größten Kummer bin ich von meiner Souveränin mit der Ausführung eines Befehls beauftragt worden, dessen Strenge mich selbst erschreckt, und ich weiß nicht, durch welches Vergehen Sie sich die Ungnade Ihrer Majestät in so hohem Grade zugezogen haben."

„Ich, mein Herr? Ich weiß das ebenso wenig," antwortete der Banquier. „Und wie lautet der Befehl?"

„Mein Herr, es fehlt mir in der That an Muth, Ihnen denselben mitzutheilen."

„Habe ich vielleicht das Zutrauen der Kaiserin verloren?"

„Wenn es nur das wäre, würden Sie mich nicht so bestürzt sehen. Das Vertrauen könnte wiederkommen, die Stelle wiedergegeben werden."

„Nun, soll ich vielleicht in mein Vaterland zurückgeschickt werden?"

„Das wäre unangenehm für Sie, allein mit Ihrem Reichthum kann man überall angenehm leben."

„Mein Gott!" ruft Sunderland, „denkt man daran, mich nach Sibirien zu schicken?"

„Ach, von dort kann man wieder zurückkommen."

„Mich in's Gefängniß zu werfen?"

„Auch das kann man wieder verlassen."

„Gnade des Himmels! Man will mir doch nicht die Knute geben?"

„Die Strafe ist schrecklich aber nicht tödtlich."

„Nun," sagte der Banquier, „ist mein Leben in Gefahr? Sollte die so gute und milde Kaiserin, welche vor zwei Tagen freundlich mit mir sprach . . . Ich kann es nicht glauben. Ich bitte Sie, sprechen Sie es aus; der Tod ist mir nicht so schrecklich, als das ängstliche Erwarten."

„Nun," sprach der Polizeichef mit kläglicher Stimme, „meine gnädige Kaiserin hat mir befohlen, Sie mit Stroh ausstopfen zu lassen."

„Mit Stroh ausstopfen zu lassen?" ruft Sunderland aus, den Sprechenden fest anblickend. „Nun, da haben Sie entweder den Verstand verloren, oder die Kaiserin ist um den ihrigen gekommen; jedenfalls haben Sie den Befehl nicht empfangen, ohne Ihr Erstaunen an den Tag zu legen."

„Ach, mein armer Freund, ich habe gethan, was ich für gewöhnlich nicht zu thun wage, ich habe mein Erstaunen, meine Ueberraschung blicken lassen, ich wagte unterthänige Gegenvorstellungen, aber meine Gebieterin zürnte über mein Zaudern, befahl mir, augenblicklich ohne Murren den Befehl zu vollziehen, und fügte die Worte hinzu, welche noch in meinen Ohren klingen: Vergessen Sie nicht, daß es Ihre Pflicht ist, meine Aufträge pünktlich auszuführen."

Da nun bittet, beschwört Sunderland ihn lange vergeblich, zu erlauben, daß er der Kaiserin ein Billet schreibe. Jener giebt endlich nach, verläßt ihn, wagt aber nicht, in den kaiserlichen Palast zu gehen, sondern begiebt sich sogleich zum Grafen Bruce. Dieser hält den Polizeichef für verrückt; er sagt, er solle ihm folgen, begiebt sich eilig zur Kaiserin und erzählt ihr den Fall. Katharina ruft, als sie diese seltsame Geschichte vernimmt, aus:

„Gerechter Himmel, wie schauderhaft! Wahrlich, Reliev hat den Kopf verloren. Eilen Sie, Graf, und benehmen Sie meinem Banquier den schrecklichen Irrthum."

Der Graf eilt fort, kommt wieder zurück und findet zu seinem großen Erstaunen die Kaiserin laut lachend.

„Jetzt eben," sagte sie, „habe ich die Veranlassung zu der komisch-tragischen Scene entdeckt. Ich hatte seit einigen Jahren einen Lieblingshund, den ich, nach einem Engländer, der ihn mir geschenkt hatte, Suderland nannte. Dieser Hund ist vor Kurzem gestorben. Ich befahl Reliev, ihn ausstopfen zu lassen, und als er zauderte, ward ich zornig, in der Meinung, er halte den Auftrag für unter seiner Würde. Das ist die Lösung der Geschichte."

Buntes Allerlei.

Caub am Rhein. (Zu unserem Bilde auf Seite 97.) An den rebenbekränzten Hügeln des Rheinstromes liegt das Städtchen Caub. Alte, verfallene Ruinen, die an die entschwundenen Zeiten des Raubritterthums erinnern, schauen hinab auf die grünen Wellen des Vater Rhein, in die engen, winkligen Gassen des Städtchens. Es ist eine historische Stätte, welche hier auf unserem Bilde dargestellt ist. In der Neujahrsnacht des Jahres 1814 führte hier der „Marschall Vorwärts", der alte Blücher, die verbündeten Heere über den Rhein, tief in das Herz Frankreichs hinein, um den tyrannischen Corsen zu vernichten, unter dessen Herrschaft damals ganz Europa seufzte. Auch in neuerer Zeit machte der Ort viel von sich reden, er wäre fast das Opfer eines Bergsturzes geworden, der das Städtchen unter seinen Trümmern zu begraben drohte. Das Unglück ist glücklicherweise noch abgewendet worden, das Städtchen, an welches sich jene große Erinnerung knüpft, ist der Gefahr noch einmal entrissen worden.

Brautwagen im bayerischen Hochgebirge. (Zu unserem Bilde auf Seite 101.) Im bayerischen Oberlande geht stets am Tage vor der Hochzeit ein Wagen vom Hause der Eltern der Braut ab, welcher den größeren Theil der Aussteuer in das Haus des Bräutigams bringt. Die Braut hat einen großen Korb mit Hochzeitskuchen neben sich, welchen sie an die ihr Entgegenkommenden als Entgelt für ihre Glückwünsche vertheilt, bis endlich der Wagen den Hof des Bräutigams erreicht, wo er mit Freudenschüssen empfangen wird und für die Einfahrt in den Hof der letzte Zoll zu zahlen ist. Gewöhnlich wird der Wagen mit Allem, was sich auf ihm befindet, vor der Abfahrt vom Geistlichen eingesegnet. Der Einsegnung folgt dann ein einfaches Frühstück, und diesem der erste Abschied der Braut von den Eltern.

Zu höflich! Gärtner zum Herrn: Da könnten der hochgebietende Herr Baron ein Fuder von Hochdero Mist hinfahren lassen.

Verzeihlicher Irrthum. Ein Bedienter kam trunken spät in der Nacht nach Hause und legte sich, da er im Rausch nicht wußte, was er that, in das Bett seines Herrn, aber so, daß er mit dem Kopfe zu den Füßen desselben zu liegen kam. Dieser, der auch nicht recht nüchtern war, erwachte und rief dem Bedienten zu: „Johann! herbei! es liegt ein Kerl an meiner Seite!" — „An meiner auch!" erwiderte der Bediente. — „I! so fasse den Taugenichts beim Schopf und wirf ihn hinaus!" rief der Herr. — Hierauf sprang Johann hastig auf, packte seinen Herrn an und warf ihn zum Bette hinaus. Jetzt erst wurde der Irrthum entdeckt.

Alles Beides. Der beliebte Schauspieler Dominiko saß einmal mit an der Tafel des Königs von Frankreich. Er richtete seine Augen stier auf eine Schüssel mit Rebhühnern. Der König bemerkte dies und sagte: „Gebt diese Schüssel dem Dominiko." — „Was Sire?" fragte Dieser schlau, „und die Rebhühner auch" — „Ja, Du kannst die Rebhühner nur auch gleich nehmen," antwortete ihm der König, der ihn verstanden hatte.

Eigenthümlich schwache Augen: Enkel: Ei, Großmütterchen, warum fehlen denn in Deiner Brille die beiden Gläser? — Großmutter: Ja, Du liebes Kind, das hätte ich noch lange nicht gesehen, meine Augen sind schon gar zu schwach!

Goldener Spruch. Allein zu stehen in dem kalten Leben, — Das ist dem vollen Herzen Last und Pein; — Noch härter scheint's, aus vollem Geist zu streben — Für Menschenwohl, und dennoch einsam sein; — Es scheint nur so! Denn mit des Geistes Schwingen — Läßt Leben sich in alle Oede bringen.

Was ist nun schädlicher? Wie kommt es, daß, wer sich betrinkt, verspottet und verachtet wird, während derjenige, der sich be=ißt, in Ehren bleibt? Und doch wird gewiß eine größere Summe Verstandes veressen, als vertrunken. Der einzige Unterschied ist der: das Betrinken wirkt auf den Verstand wie ein schnell tödtendes Gift, das Be=essen wie langsam zerstörende Aqua toffana.

Aus dem Lazareth.



Arzt (bei der Morgenvisite im Lazareth) zum Krankenwärter: Nun, was machen die sechs Patienten von gestern?

Krankenwärter: Fünfe sind die Nacht gestorben.

Arzt: Ich habe ja doch für sechse Medicin verschrieben? Wie ist's mit dem sechsten?

Krankenwärter: Der ist glücklich durch, der hat nichts einnehmen wollen.

Feine Logik. Ein junger Mensch, der ein großer Liebhaber des Weines war, ward von seinem Vater strenge ermahnt, sich vor dem Laster des Trunkes zu hüten. — „O mein Vater," antwortete der leichtsinnige Sohn, „ein guter Wein macht gutes Blut, gutes Blut erzeugt heiteren Sinn, heiterer Sinn giebt erleuchtete Gedanken, erleuchtete Gedanken führen zu guten Thaten und gute Thaten bringen die Menschen in den Himmel!"

* * *

Gemeinnütziges. Die große Wirkung der Gewürze beruht meistens auf einen Gehalt an flüchtigem ätherischem Oel oder harzigen, scharfen Stoffen. Wir entnehmen dieselben sowohl einheimischen als ausländischen, tropischen Gewächsen und die verschiedensten Pflanzentheile: Wurzeln, Stengel, Rinde, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Als einheimische Gewürze nennen wir die Suppen-Kräuter und -Knollen: Schnittlauch, Petersilie, Breitlauch, Sellerie, sodann Zwiebel, Knoblauch, Senf, Kümmel und einige weniger bekannte und gewiß zu wenig geschätzte: Münze, Pfefferkraut und Salbei. Hierüber haben wir weiter nichts zu bemerken, da ihre äußere Erscheinung (mit Ausnahme des Senfs) eine Fälschung derselben nicht zuläßt. Von ausländischen Gewürzen sind die bestbekannten: Der Pfeffer, die beerenartigen Früchte eines in Ostindien wachsenden Strauches (schwarzer Pfeffer), welcher durch Abstreifung der äußersten Gewebsschicht in ein milderes Gewürz umgewandelt werden kann (weißer Pfeffer). Die Gewürznelken, getrocknete Blüthenknospen eines in Ostindien, Ostafrika und Westindien kultivirten Baumes. Der Safran, die getrockneten Blüthennarben einer Crocusart, welche in Südfrankreich, den südlichen Kronländern Oesterreichs, in Kleinasien und Persien angebaut wird. Die Muskatnuß, die Samenkerne des im ostindischen Archipel wachsenden Muskatbaumes. Der Zimmt, die Zweigrinde mehrerer lorbeerartigen Gewächse aus Vorderindien (Ceylon, Malabar). Weniger allgemein bekannt und verwendet sind sodann: Nelkenpfeffer (Piment, Neugewürz), spanischer Pfeffer (Paprika), Vanille, Ingwer, Muskatblüthe (Macis) und Sternanis. Kaum ein Handelsartikel ist so mannigfaltiger Verfälschungen ausgesetzt, wie die Gewürze; aber nicht die ganzen, sondern die gemahlenen Gewürze bieten günstige Verhältnisse hierzu. Wer ganze Pfefferkörner, ganze Zimmtrinde, ganze Gewürznelken kauft, darf ziemlich sicher sein, reelle Waare zu erhalten; höchstens muß er sich eine schlechtere Qualität für eine bessere gefallen lassen, wer nicht Waarenkenntniß besitzt. Wer aber die Gewürze in Pulverform bezieht, der kann aus einem Laden, wo nicht ausdrücklich reingemahlene Gewürze garantirt werden, ein ganzes Sortiment Ersatzmaterial mit nach Hause nehmen: Kartoffelmehl, Sand, Ziegelpulver, Torf, gemahlenes Holz, Mandelkleie, Umbrische Erde, Ocker, rothes Sandelholz, Leinkuchenmehl und wie Alles noch heißen mag, was man selbst schon in gemahlenen Gewürzen gefunden hat. Bei diesen Verhältnissen der Gewürzkrämerei giebt es für diejenige Hausfrau, welche reines Gewürz vorzieht, ein billiges und einfaches Mittel, solches zu erhalten. Sie verschafft sich für ihre Küche eine eigene kleine Gewürzmühle, und kauft fortan nur ganze Gewürze, die sie selbst mahlt oder mahlen läßt. Damit ist der bösen Sache gründlich abgeholfen.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Anker. — Harm, Rahm.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Auf den Thurm hinauf zu springen.

Auflösung des Rebus aus Nummer 4:
Aus diesem Rebus man erseh', daß Siegmeys neue Odyssee empfohlen wird, da sie theils stark, theils billig, kostet nur drei Mark. Wer es erräth, bekommt sie gratis per Rohrpost. Abonnenti satis.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin S., Mathieustr. 3.